

Pressezentrum

Sperrfrist:	04.05.2013; 11.00 Uhr
Projekt:	Hauptvorträge
Veranstaltung:	Was brauchen Menschen?
Referent/in:	Prof. Dr. Hartmut Rosa, Soziologe und Autor, Jena
Ort:	Hauptkirche St. Petri, Bei der Petrikirche 2
Programm Seite:	346
	Dokument: VHVO_013_1878

**Was brauchen Menschen?
Vom Schweigen der Welt und von der Sehnsucht nach Resonanz**

I. Das gute Leben und die Moderne: Der Ressourcenansatz

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

was macht ein menschliches Leben zu einem guten Leben? Wann gelingt unser Leben? Darüber, so denkt man heute selbstverständlich auch und sogar im Kreis der Kirche, lässt sich nichts Verallgemeinerbares aussagen, das muss jeder und jede für sich selber wissen. Die Moderne hat, so kann man das soziologisch formulieren, die Frage nach der Ethik, nach dem guten Leben, strikt privatisiert. Deshalb sagen selbst Eltern und Lehrer dem jungen Menschen, der fragt, wie er oder sie leben soll, was er oder sie aus ihrem Leben machen sollen: Das musst Du selber herausfinden. Wir können Dir nicht sagen, ob es Dich in die Kunst oder in den Sport, in die Politik oder in die Wissenschaft, zu einem Lehrberuf oder etwas Handwerklichem zieht. Du musst auch selbst herausfinden, ob für dich Familie und Kinder wichtig sind, und welches Gewicht sie haben sollen. Ob Du nebenher sportlich, musikalisch, politisch oder religiös aktiv sein willst. Das ist für jeden anders. Niemand kann heute ernsthaft hinter das Faktum des ethischen Pluralismus zurückwollen, der solche Diversität und die daraus hervorgehende Vielfalt an Lebensentwürfen und Lebensformen möglich macht. Aber heißt das wirklich, dass man darüber, wann ein Leben gelingt oder misslingt, gar nichts sagen kann?! Ich glaube, hierin liegt ein großer, ein kardinaler Irrtum der modernen Gesellschaft.

Weil diese sich letztlich aller Aussagen über den Inhalt, die Ziele und selbst die Form des gelingenden Lebens enthält, verfolgt sie implizit und beispielsweise in der Soziologie und oft auch in der Politik explizit einen Ressourcenansatz. Dieser besagt, dass es ein paar Dinge gibt, die man in jedem Fall braucht für ein gutes Leben, egal, wie man es dann für sich definiert, und von denen mehr zu haben in jedem Fall besser ist als weniger zu haben. Die ‚drei G‘ Gesundheit, Geld, Gemeinschaft, d.h. soziale Beziehungen, gelten dabei gemeinhin als die wichtigsten dieser Ressourcen, oft wird auch noch Bildung hinzugezählt. Oder, wenn man es mit Bourdieu sagen will: Mehr ökonomisches, soziales, kulturelles Kapital und Körperkapital (im Sinne von Aussehen und Gesundheit) sind besser als weniger, und wer schon viel hat, hat gute Chancen, noch mehr davon zu akkumulieren, wer dagegen wenig hat, läuft Gefahr, auch das noch zu verlieren oder es jedenfalls kaum vermehren zu können.

Bei den reflektierteren Ansätzen kommt dann auch noch Anerkennung, soziale Wertschätzung und damit einhergehend ein akzeptabler sozialer Status zu diesen Ressourcen hinzu. Haben wir all das: Geld, Gesundheit, soziale Beziehungen, Bildung und Ansehen, dann, so lautet die implizite oder explizite Vermutung, haben wir gute Chancen auf ein gutes Leben. Und oft genug wird das dann verkürzt zu: Dann haben wir ein gutes Leben.

Die Soziologie als Wissenschaft hat sich meines Erachtens diese Sichtweise letzten Endes stillschweigend zu eigen gemacht, insofern sie stets implizit oder explizit annimmt, dass die oberen Schichten der Gesellschaft ein besseres Leben haben als die unteren: Wohlstand und Wohlergehen werden daran gemessen, wie viel Einkommen, aber auch wie viel Bildungs- und Beziehungsressourcen jemand hat und welchen sozialen Status er oder sie genießt.

Aber dieser stillschweigende Übergang von ‚gute Chancen auf ein gutes Leben haben‘ zu: ein gutes Leben haben geht mir zu schnell. Ich glaube, wir gleichen hier einem Maler, einem Künstler, der ein tolles Bild malen will und weiß, dass er dafür eine gute Leinwand und Staffelei, viele und haltbare Farben, hochwertige und verschiedene Pinsel und auch Kenntnisse über verschiedene Maltechniken braucht. Nach und nach wird er so versessen darauf, seine Ausstattung zu verbessern, dass er glaubt, als Künstler alleine dadurch zu wachsen, so dass er das Malen ganz vergisst oder auf später, auf die Rente, verschiebt. Die Frage aber lautet: Wann und wie gelingt denn ein Bild, wann hat man und frau denn wirklich ein gelingendes Leben?

Die Glücksforschung weiß zu berichten, dass wir uns erstens an steigende Ressourcen gewöhnen, dass also ein Zuwachs an Einkommen oder eine Statusaufwertung zunächst für große Freude sorgen können, genauso wie ein entsprechender Verlust uns unglücklich macht, dass wir aber allerspätestens nach einem Jahr wieder genauso glücklich oder unglücklich sind wie vorher (‚baseline happiness‘). Ich finde das in der Tat einen erstaunlichen Befund: Selbst wenn das Eintritt, von dem wir immer träumten oder für das größte Glück hielten, etwa ein Lottogewinn oder ein Karrieresprung, sind wir ein Jahr danach in aller Regel nicht glücklicher oder lebenszufriedener als vorher. Und das gilt auch umgekehrt: Selbst wenn wir ein Bein verlieren oder uns sonst ein Unglück widerfährt, pendelt sich unser Glückslevel spätestens nach einem Jahr wieder da ein, wo es vorher war. Eine spürbare Ausnahme bildet dabei übrigens der Verlust des Lebenspartners oder eines Kindes. Zweitens aber, und auch das ist ganz interessant, wissen wir aus der Glücksforschung, dass wir unsere Lebenszufriedenheit auch und insbesondere an den Nachbarn und Kollegen messen: Wenn die mehr kriegen oder erreichen, fühlen wir uns tendenziell unglücklich, haben wir mehr (erreicht) als sie, geht es uns besser, oder wenigstes: glauben wir, dass es uns besser geht. Das führt natürlich per se in das Steigerungsspiel eines Hamsterrades: Wir müssen immer wieder nachziehen, um mitzuhalten.

Fragt man also Menschen, ob es ihnen gut geht, ob sie glücklich sind oder zufrieden mit ihrem Leben, so beantworten sie diese Frage in der Regel damit, dass sie ihren Stand und Status messen an dem, was andere haben und was man vom Leben erwarten kann: Ich habe eine gute Berufsposition, ein sicheres Einkommen, eine stabile Familie – oder: Ein Haus, ein Boot, ein Pferd – also ja, ich bin zufrieden mit meinem Leben.

Fragen wir uns, wieso mehr Ressourcen auch für unser subjektives Selbst- und Lebensgefühl besser sind als weniger, so wird schnell deutlich, dass es daran liegt, dass Ressourcen uns Optionen erschließen, dass sie uns Weltmöglichkeiten eröffnen oder besser: dass sie uns Welt in Reichweite bringen. Wer mehr Geld, Bildung und Beziehungen hat, hat gleichsam eine größere ‚Weltreichweite‘; er oder sie kann Dinge erwerben, Orte erreichen, Pläne verwirklichen, Entfaltungsmöglichkeiten nutzen, die anderen verschlossen sind. Daher ist Geld in unserer Gesellschaft so ungeheuer attraktiv: Es erschließt und sichert uns Weltmöglichkeiten, es vergrößert unsere Reichweite. Wer viel Geld hat, kann jederzeit

an jeden Flughafen der Welt fliegen, kann ein Haus bauen, ein Boot kaufen, sich ein Klavier leisten, hat also Welt-Zugriffsmöglichkeiten, von denen andere nur träumen können. Die Vermehrung von Reichweiten und Ressourcen, von Möglichkeiten und Anschlusschancen ist dabei unter der Hand zu einem Selbstzweck, zu einem unausgesprochenen ultimativen Ziel in unserem Leben geworden. Eben hier liegt die Analogie zu unserem Künstler: Wir kaufen einen neuen Computer oder ein neues Smartphone, weil sie uns mehr Möglichkeiten und schnelleren Weltzugriff versprechen, wir sagen unseren Kindern: macht Abitur, auch wenn ihr Gärtner werden wollt, denn dann habt Ihr mehr Möglichkeiten; wir ziehen in die Städte, obwohl wir vom Landleben träumen, weil sie einfach eine größere Optionsvielfalt bieten usw. Sie können diese Logik schon bei Kindern und Jugendlichen beobachten: Der neunjährige Junge wünscht sich ein iPad nicht, weil er etwas bestimmtes damit tun will, sondern weil er damit ‚ganz viel machen‘ kann, und der neunzehnjährige Student studiert oder macht ein Praktikum oder ein Auslandssemester nicht, weil es seinem Lebenswunsch, -projekt oder –ziel dient – ein solches hat er meistens gar nicht mehr – sondern weil es neue Horizonte, Möglichkeiten, Optionen, Anschlusschancen eröffnet. Nach dieser Logik hat die Standard-Soziologie völlig Recht: Wer mehr Ressourcen hat, hat ein besseres Leben. Mehr haben ist de facto besser.

Bevor ich jetzt mit Ihnen zusammen fragen möchte, ob die Qualität des Lebens, das Gelingen des Lebens wirklich auf diese Weise von den Ressourcen und Möglichkeiten abhängt, ob es das ist, was wir Menschen brauchen und ob das alles ist, was sich über die Form gelingenden Lebens sagen lässt, möchte ich mit Ihnen einen Zwischenschritt machen und fragen, was eigentlich die moderne Gesellschaft braucht, um sich zu erhalten und zu reproduzieren, um stabil zu bleiben.

II. Was braucht die moderne Gesellschaft?

Unsere Gesellschaft, so lautet eine Kernthese, die ich Ihnen heute präsentieren möchte, braucht nämlich genau dies: Sie bedarf einer schrankenlosen Steigerungsorientierung der Subjekte, sie erschafft sich Subjekte, die dieser Steigerungslogik folgen, sie richtet uns aufs Mehrhabenwollen ab, weil dieser Modus der Weltbeziehung, des In-Beziehung-Tretens zur Welt, das kulturelle Korrelat ist zur ökonomischen, institutionellen, strukturellen Verfassung einer modernen Gesellschaft. Lassen sich mich an dieser Stelle ganz kurz skizzieren, was eine moderne Gesellschaft kennzeichnet.

Eine Gesellschaft ist modern, so lautet meine soziologische Grund- und Haupteinsicht, wenn sie sich nur dynamisch zu stabilisieren vermag. Das heißt, sie ist dadurch gekennzeichnet, dass sie wachsen muss, dass sie beschleunigen muss, dass sie immerzu Innovationen hervorbringen muss, nur um so bleiben zu können wie sie ist, nur um den Status quo zu erhalten, um sich in ihrer Struktur zu reproduzieren. Sie sehen das am schnellsten, besten und eindeutigsten, wenn Sie sich die Logik unserer Wirtschaft vor Augen führen: Von den Unternehmerverbänden über die Gewerkschaften bis zu den Grünen sind sich alle einig, dass Wirtschaftswachstum unverzichtbar ist, von Schröder bis Merkel, von Obama bis zur Weltbankpräsidentin herrscht die felsenfeste Überzeugung, dass unsere Wirtschaft auch in den entwickelten Staaten wachsen muss – nicht, und das ist der entscheidende Punkt hier, um irgendeine spezifische Knappheit zu überwinden (weil es uns etwa an Brot, an Hosen, Computern, Autos oder Flugzeugen fehlt), sondern weil die Wirtschaft sonst schlicht und einfach zusammenbricht: Wir müssen auf Gedeih und Verderb wachsen, weil es sonst so kommt wie in Griechenland oder Spanien, nämlich zu Firmenschließungen, zum Abbau von Arbeitsplätzen, zum Rückgang von Staatseinnahmen und zum Anstieg von Staatsausgaben, also zur absoluten Sozialstaatskrise und darüber dann auch zur Delegitimierung der Politik und zur Krise der Demokratie. Auf dieser strukturellen Ebene ist also das Mehrhaben kein Wollen, sondern ein Müssen; es wird nicht von Gier diktiert, sondern von der Angst vor dem Abgrund. Der Status quo ist nur aufrechtzuerhalten, wenn wir wachsen, und mit Wachstum

verknüpft sind hier Beschleunigung und Innovationsverdichtung. Die Wirtschaft wächst mit und über unablässige Innovierung in Produkten und in Produktionsweise, durch neue Technologien und die Neuerschließung von Anwendungsbereichen, und durch beides beschleunigt sich unser Leben notwendig: Wenn wir in einem Jahr mehr produzieren, mehr konsumieren und mehr distribuieren und darüber hinaus auch noch mehr innovieren müssen, dann müssen wir auch beschleunigen, dann wird uns Zeit immer knapper. Die Zeit geht der modernen Gesellschaft aus wie ein Rohstoff, sie wird zum knappsten Rohstoff überhaupt, und anders als Öl ist sie durch gar nichts zu ersetzen. Der implizite, unaufhebbare Steigerungszwang moderner Gesellschaften frisst wie ein gefräßige Maschine unsere Lebenszeit auf.

Lassen Sie mich hier also zwei Dinge festhalten: Erstens, wir können in unserem Leben fast alles vermehren, die Produkte, mit denen wir uns umgeben – der durchschnittliche mitteleuropäische Haushalt enthielt um 1900 etwa 400 Objekte, heute sind es ca. 10.000 – die Zahl der Handlungsoptionen, die wir zu jedem beliebigen Zeitpunkt haben, und auch die Zahl unserer Kontakte und Freunde (denken Sie nur an die Steigerungslogik von Facebook) – aber wir können die Zeit nicht vermehren. Für all die Güter, Möglichkeiten und Kontakte haben wir weiterhin nur 24 Stunden am Tag und 365 Tage im Jahr zur Verfügung; Zeit lässt sich nicht vermehren, sondern nur vollstopfen – verdichten -, und deshalb kommt es zu der sich immer weiter verschärfenden Zeitnot oder Beschleunigungskrise unserer Zeit

Zweitens aber, und das ist hier noch wichtiger, die moderne Gesellschaft muss sich permanent steigern, sie muss wachsen, beschleunigen, innovieren, nicht um irgendwo hinzukommen, nicht um irgendeinen Zielhorizont zu erreichen, sondern einfach nur, damit sie nicht in die Krise oder in die Katastrophe rennt. Wir laufen als Gesellschaft nicht mehr auf ein Ziel zu, wir laufen vor dem Abgrund weg, der sich hinter uns auftut. Ich versuche ebendiesen Zustand seit langem mit dem Begriff des rasenden Stillstandes zu beschreiben, und ich glaube, in der kulturellen Erfahrung, in unserer Welt- und Lebenserfahrung, verschiebt sich das Verhältnis zwischen Fortschreiten, Vorankommen und Stillstehen, Erstarren immer mehr zu unseren Ungunsten: Als sich im Laufe des 18. Jahrhundert die Umstellung auf den beschriebenen Modus dynamischer Stabilisierung vollzog – übrigens nicht nur in der Wirtschaft, sondern auch in der Wissenschaft, in der Politik und in der Kunst – da wurden Wachstum, Beschleunigung und Innovation noch ganz überwiegend als Aufbruch und Bewegung, als Fortschritt erfahren: Durch wachsenden Wohlstand sollten ökonomische Knappheit und der existenzielle Konkurrenzkampf überwunden werden, durch Beschleunigung sollte die Zeitnot beseitigt werden, durch Innovationen das Leben besser gemacht werden. Dynamisierung bedeutete damals Aufbruch nach vorn, die Gesellschaft bewegte sich auf ein Ziel zu, das die Verwirklichung der einst biblisch gedachten ‚Neuzeit‘ auf Erden meinte. Heute aber glaubt keiner mehr, dass durch Wachstum Konkurrenzkampf und Knappheit überwunden werden könnten, im Gegenteil: Fast alle Menschen sind überzeugt, dass der Konkurrenzkampf in Zukunft noch härter, dass die Ressourcen knapper, dass die Zeitnot nicht trotz, sondern geradezu wegen der Beschleunigung größer werden wird, dass die zu erwartenden technischen Innovationen eher Gefahren als Chancen bergen. Und so hoffen und erwarten zum ersten Mal seit 200 Jahren die Eltern in den westlichen Staaten nicht mehr, dass es ihre Kinder einmal besser haben werden, sondern sie hoffen, dass es ihnen nicht viel schlechter gehen wird. Wir laufen nicht mehr auf ein Ziel zu, sondern vom Abgrund weg, und dazu müssen wir von Jahr zu Jahr schneller laufen, müssen wir noch mehr physische, psychische und politische Energie aufbieten, mehr Ressourcen verbrauchen, um steigerungs- und wettbewerbsfähig bleiben zu können. Und das Schlimmste dabei ist: Das Steigerungsspiel wird von Jahr zu Jahr schwieriger, denn egal wie schnell, groß und innovativ wir dieses Jahr schon sind, nächstes Jahr müssen wir noch schneller, größer, innovativer werden. Die Gesellschaft braucht das, sie ist institutionell und strukturell darauf angewiesen, zu wachsen, zu beschleunigen und zu innovieren, um den Status quo zu erhalten.

III. Das gemalte Bild

Aber brauchen das auch die Subjekte? Tut das uns Menschen gut? Was ich bisher sagen will ist, dass es zwischen dem Steigerungszwang der Gesellschaft und der Vorstellung, dass das individuelle Leben durch Vermehrung und Verbesserung von Ressourcen und Optionen besser werde, einen geheimen und notwendigen Zusammenhang gibt. Die Subjekte, also wir Menschen, müssen ja schließlich das Steigerungsspiel von Wachstum, Beschleunigung und Innovationsverdichtung in Gang halten, wir müssen die Motivation dazu aufbringen, die psychische Energie mobilisieren, und wir mobilisieren sie, weil wir implizit und explizit davon überzeugt sind, dass mehr Ressourcen, Anschlüsse, Optionen und Möglichkeiten besser sind als weniger. Allerdings, und das sollten wir nicht übersehen, wird das Spiel, je länger es dauert, desto stärker auch von negativer Motivation, nämlich von Angst, angetrieben: Wer nicht auf Steigerung und Optimierung bedacht ist, wer anhält und genügsam wird, rutscht relativ zu den anderen zurück, kann seine Position nicht halten, verliert Ressourcen, Anschlusschancen und Optionen. Das weiß jeder Arbeiter, jeder Kleinunternehmer, aber auch jeder Verein, jede Partei, jede Kirchengemeinde: So bald sie sagen: Jetzt sind wir groß oder schnell genug, jetzt machen wir nicht mehr noch mehr, sind sie in der Gefahr, relativ zu den anderen an Boden zu verlieren: Stillstand ist Rückschritt, in diesem Satz liegt strukturell viel mehr Wahrheit, als uns individuell gut tut. Deshalb können wir das Problem mit dem Hamsterrad, mit dem Steigerungsspiel nicht individuell lösen, nicht durch Selbstbescheidung oder Genügsamkeit.

Was wir also als politische Gemeinschaft brauchen, für was ich hier leidenschaftlich plädieren möchte, ist eine individuelle und kollektive Neubesinnung, eine Neuverhandlung der Frage, wann menschliches Leben gelingt. Genaugenommen will ich dadurch dem Steigerungsspiel den Motivationsstecker ziehen. Also, kehren wir noch einmal zum Anfang zurück. Was brauchen wir als Menschen, damit unser Leben ein gutes Leben wird? Dass es gelingt?

Als meine Großmutter im Sterben lag und gefragt wurde, was sie in ihrem Leben anders machen würde, wenn sie es noch einmal leben könnte, meinte sie: Nicht viel. Aber sie hätte nicht mehr so viel Angst. Diese Aussage, so viel wissen wir heute, ist erstaunlich verallgemeinerbar: Sich weniger gesorgt, weniger gearbeitet und mehr um die Freunde gekümmert zu haben ist ein Wunsch, den viele Menschen rückblickend für ihr Leben haben. Angst haben aber ist eine Weise der Weltbeziehung, ein Modus des In-die-Welt-Gestellt-Seins. Welche Alternativen gibt es? Machen wir ein Gedankenexperiment. Lassen Sie uns in Gedanken idealtypisch und holzschnittartig einmal zwei Frauen, nennen wir sie Anna und Hannah, einander gegenüberstellen. Wir denken uns dazu drei Kameraeinstellungen an einem beliebigen Wochentag.

Sagen wir, es ist 7.00 Uhr morgens, Anna sitzt am Frühstückstisch. Neben ihr sitzt ihr Mann, ihr halbwüchsiger Sohn und ihre fast schon erwachsene Tochter kommen fast gleichzeitig hinzu. Die Kinder strahlen sie an – sie strahlt zurück. Mein Gott, wie lieb ich sie habe, denkt sie. Diese gemeinsamen Momente vor dem Aufbruch am Morgen gehen mir über alles.

Eineinhalb Stunden später, 8.30 Uhr. Auf dem Weg zur Arbeit lacht die Sonne. Anna genießt die Wärme, sie freut sich auf die Aufgaben, die vor ihr liegen, auf das Wiedersehen mit den Kollegen, auf die Blumen auf ihrem Arbeitstisch. Sie hat Lust, loszulegen.

18.00 Uhr In der Turnhalle. Anna ist froh, sich endlich bewegen zu können, sie liebt das Spielerische, das manchmal Ästhetische, das oft Überraschende und auch das Kämpferische beim Volleyball mit ihrer Freizeitgruppe – die Leute, das Spiel, die Bewegung tun ihr gut, gleichgültig, ob sie gewinnt oder verliert.

Ganz anders ergeht es Hannah.

7.00 Uhr Hannah sitzt am Frühstückstisch. Neben ihr sitzt ihr Mann, ihr halbwüchsiger Sohn und ihre fast schon erwachsene Tochter kommen fast gleichzeitig hinzu. Ihre schlechte Laune ist sicht-, spür- und greifbar. Die Personen sehen sich misstrauisch oder gar nicht an. Mein Gott, wie ich das hasse, denkt sie. Was habe ich eigentlich mit diesen Leuten zu schaffen? Was verbindet mich mit ihnen, außer dass ich für sie sorgen muss?

Eineinhalb Stunden später, 8.30 Uhr. Auf dem Weg zur Arbeit scheint die Sonne. Hannah hasst das grelle Licht, sie fürchtet sich vor Sonnenbrand. Misstrauisch denkt sie an die Arbeit, die vor ihr liegt. Mir reicht es schon, die immer gleich dumpfen Gesichter meiner Kollegen sehen zu müssen, ihre immer gleichen Sprüche zu ertragen.

18.00 Uhr in der Turnhalle. Hannah fragt sich, was sie hier tut. Sicher, sie braucht Bewegung, aber muss sie sich wirklich nach der Arbeit noch einmal abrackern? ihr wird schon schlecht vom Geruch der Turnhalle. Sie trifft die Bälle nicht richtig, sie ist genervt, weil die Mitspieler zu ehrgeizig sind. So ist sie schließlich froh, wenn es vorbei ist.

Meine Damen und Herren, es bedarf keiner waghalsigen Interpretationsleistungen hier zu urteilen, dass Anna einen gelungenen, Hannah dagegen einen misslungenen Tag erlebte, obwohl die faktischen Abläufe sich nicht unterschieden. Wenn sich die Differenz zwischen ihnen als ein wiederkehrendes, regelmäßiges, persistentes Muster erweist – haben wir dann nicht gute Gründe zu sagen, Anna habe ein gutes Leben, Hannah dagegen ein eher bescheidenes, obwohl sie in der Ressourcenausstattung und in ihren Optionen ganz gleich sein mögen?

Nun will ich aber ganz und gar nicht und keinesfalls auf ein billiges Moralisieren in dem Sinne hinaus, dass man sich doch bitteschön einfach an dem erfreuen solle, was man hat – ich will nicht Moralisieren und auch keinen Ratgeber schreiben, sondern als Sozialwissenschaftler fragen, was sich über die sozialen Bedingungen feststellen lässt, die Annas Leben gut und Hannahs Leben unglücklich werden lassen, denn es erscheint mir unplausibel, dass für den Unterschied nur Gene oder Hormone verantwortlich sind.

Vermutlich ist Annas Leben auf der Erscheinungsebene durch häufiges Lachen und Singen, vielleicht auch durch Tanzen, gekennzeichnet, während Hannah eher mit den Attributen des Verschlussenen, vielleicht des Verbitterten charakterisierbar ist: Ihre Weltbeziehung ist von Misstrauen, Abwehr und einem Moment der Starrheit gekennzeichnet.

Was nun also hat die Soziologie zu dieser Art von Differenz zu sagen? Was wissen wir über die subjektiven und objektiven Bedingungen, die das eine und das andere Weltverhältnis begleiten oder bestimmen? Fürderhand nichts, jedenfalls nicht viel. Wie ich vorhin schon versucht habe zu zeigen, operieren Soziologen mit Konzepten wie Wohlstand, Bildung, Status und Ressourcenverteilung, um über Lebensqualität zu urteilen. Dabei wird im Grunde stillschweigend unterstellt, dass Annas Tag eher repräsentativ ist für die ‚oberen‘ Schichten mit guter Ressourcenausstattung, Hannahs Tag dagegen als symptomatisch für die ‚niederen‘ sozialen Schichten mit schwacher Ressourcenlage gelten kann – was einerseits vielleicht nicht ganz unplausibel, andererseits aber doch zugleich eine unverschämte und paternalistische Unterstellung ist. In jedem Fall können wir uns leicht vorstellen, dass Anna einfache Hafendarbeiterin ist, während Hannah als erfolgreiche Karrierefrau tätig ist. Mithin lautet die Frage: Gibt es strukturelle, kulturelle und/oder institutionelle Gründe dafür, dass das Leben eher die Gestalt von Annas oder aber von Hannahs Tagen annimmt? Und wenn ja: Welche sind das?

Das Leben gelingt, so scheint Annas Fall zu lehren, wenn wir es lieben. Wenn wir eine geradezu libidinöse Bindung an es haben. ‚Es‘, das sind die Menschen, die Räume, die Aufgaben, die Dinge und Werkzeuge, die uns begegnen und mit denen wir es zu tun haben.

Wenn wir sie lieben, entsteht so etwas wie ein ‚vibrierender Draht‘ zwischen uns und der Welt. Dieser Draht wird einerseits gebildet durch das, was Sozialpsychologen intrinsische Interessen nennen: Anna liebt ihre Familie, ihre Arbeit und das Volleyballspielen; sie interessiert sich für diese Bereiche um ihrer selbst willen. Hannah dagegen arbeitet, um Geld zu verdienen, sie braucht ihre Familie, um nicht alleine zu sein, sie spielt Volleyball, um schlank zu bleiben. Andererseits vibriert Annas Draht zur Welt, weil ihre Selbstwirksamkeitserwartungen intakt sind: Sie hat das Gefühl, ihre Familie, ihre Arbeitskollegen und die Volleyballfreunde ‚zu erreichen‘ und in den jeweiligen Sphären etwas erreichen oder bewegen zu können. Dadurch erfährt sie sich auch selbst als beweglich, als ‚berührbar‘: Sie lässt sich erreichen, bewegen und ergreifen, von anderen Menschen, von Musik, von Geschichten, von Herausforderungen. Die Ausbildung von Selbstwirksamkeitserwartungen und von intrinsischen Interessen wiederum sind korreliert mit der Erfahrung von sozialer Anerkennung – hier liegt eine offensichtliche Brücke zum Ressourcenansatz: Ohne Liebe, Achtung und Wertschätzung bleibt der Draht zur Welt – bleiben die Resonanzachsen – starr und stumm. In der Summe lässt sich Annas Leben damit als geprägt von einem responsiven, elastischen, fluiden, vielleicht kann man auch sagen: anschiemigen Weltverhältnis beschreiben, während Hannahs Weltbeziehung als stumm, starr, sogar kalt erscheint. Anna begegnet die Welt als ein Feld von erregenden Herausforderungen und verlockenden Möglichkeiten, Hannah dagegen erlebt die Widerfahrnisse des Lebens als eine Serie von unwägbaren Gefahren und ärgerlichen Störungen. Kurz gesagt: Anna fühlt sich in der Welt und im Leben aufgehoben und getragen, Hannah dagegen fühlt sich in die Welt geworfen, ihr ausgesetzt.

Wer unglücklich und, im Extremfall, depressiv ist, dem erscheint die Welt stumm, leer, feindlich, farblos, und zugleich erfährt er das eigene Selbst als kalt, tot, leer, taub. Die Resonanzachsen zwischen Selbst und Welt bleiben stumm. Folgt daraus nicht im Umkehrschluss, dass das gelingende Leben durch ‚offene‘, vibrierende, atmende Resonanzachsen gekennzeichnet ist, die die Welt tönend und farbig und das eigene Selbst bewegt, sensitiv, reich werden lassen? Sicher, diese Achsen sind von Mensch zu Mensch und von Kultur zu Kultur verschieden: Man muss nicht Volleyball lieben, um ein gutes Leben zu haben, man muss nicht einmal eine Familie haben – dem Polarforscher beginnt das Eis zu atmen, zu leben und zu antworten, und auch dröhnende Formel-1 Motoren oder Heavy Metal Gitarren können libidinöse Weltbeziehungen stiften. Aber dass das gelingende Leben durch die Intaktheit von Resonanzachsen, das misslingende dagegen durch deren Abwesenheit oder Verstummen gekennzeichnet sind – kann man das ernsthaft bestreiten? Durch was aber wird ihre Ausbildung ermöglicht? Es scheint plausibel, dass dabei kontextuelle, institutionelle, hormonelle, kulturelle, sogar geographische und klimatische Bedingungen eine Rolle spielen, vielleicht auch alters- und geschlechterspezifische, ganz sicher sozial- und temporalstrukturelle. Am sonnigen Mittelmeer ist man vermutlich auf eine andere Weise in die Welt gestellt als in der kalten Tundra; an der Börse etabliert sich eine andere Weltbeziehung als im Musiktheater oder auch in der Fabrikhalle, Kinder und Jugendliche haben vermutlich andere Resonanzsensibilitäten als ältere Menschen. Wettbewerb und Beschleunigung aber, so steht zu vermuten, sind konstitutive Resonanzkiller, weil sie systematisch Angst erzeugen, Angst davor, abgehängt zu werden, nicht mehr mithalten zu können, zurückzufallen, oder aber: immer schneller laufen und mehr leisten zu müssen, nur um den Platz in der Welt zu halten. Diese Angst jedoch, so haben wir mit meiner Großmutter gesehen, stiftet eine problematische Weltbeziehung. Warum wissen wir über all das fast nichts? Die strikte Privatisierung der Frage nach dem guten Leben war ein historischer Fehler – es ist an der Zeit, ihn zu korrigieren.

Aber immerhin, und damit komme ich schon zu meinen Schlussüberlegungen, können wir ein paar Dinge doch mit sozialphilosophischer Gründlichkeit feststellen.

Zunächst einmal, und das ist vielleicht mein wichtigster Punkt heute, scheint es offensichtlich zu sein, dass der Modus der Weltbeziehung, der durch das institutionelle, kapitalistische Steuerungsregime der Moderne gestiftet, erzwungen und befördert wird, seiner Natur nach weit eher resonanzfeindlich als resonanzförderlich ist. Der Wunsch und die Notwendigkeit, immer mehr Welt in Reichweite zu bringen, sich Optionen zu erschließen, Ressourcen zu vermehren, führen zu einer Haltung des Zugriffs auf die Welt und zu einer weltbeherrschenden Einstellung. Greifen und Beherrschen als objektivierende und instrumentalisierende Einstellungen aber sind das Gegenteil von Resonanzbeziehungen, sie lassen die Welt tendenziell stumm werden und uns als beziehungslos gegenüberreten. Dies gilt erst Recht für den Modus der Konkurrenz: Wer im Wettbewerb miteinander steht, kann keine Resonanzachsen zueinander ausbilden. Und wer unter den Bedingungen eines nahezu totalitären Beschleunigungsregimes handelt, zu dem die Moderne geworden ist, kann dies ebenfalls nicht, weil der Aufbau und die Erhaltung von Resonanzachsen zeitintensiv sind und des Hinhörens und Hinspürens, des Sich-Öffens und Einlassens, des sich Berühren- und Verwandelnlassens bedürfen.

Daher ist es kein Wunder, dass die Moderne von ihrem Beginn an und konstitutiv gekennzeichnet ist von der immerwährenden Furcht vor dem Verstummen der Welt, vor dem Verlust einer tragenden, antwortenden Weltbeziehung. Das haben beispielsweise schon Hegel und vor allem Marx im Begriff der Entfremdung zum Ausdruck gebracht – Sie erinnern sich vielleicht, in den einflussreichen frühen Pariser Manuskripten beschreibt Marx eine entfremdete, weil rein äußerliche, tote, stumme Beziehung des Menschen zu seiner Arbeit, zu den Mitmenschen, zur Natur und zu sich selbst als Folge (und als Ursache) kapitalistischer Produktionsverhältnisse. Entfremdung wurde so zu einem Schlüsselbegriff moderner Sozialphilosophie und -psychologie. Die Furcht vor dem Kaltwerden der Weltbeziehung, wenn Sie so wollen, wurde dann aber immer wieder und vielfach reformuliert, zum Beispiel mit dem Begriff der Verdinglichung bei Lukacs und heute auch bei Axel Honneth: Als soziales Verhängnis, als Ursache eines misslingenden Lebens wird hier ein Verhältnis zur Welt, zu den Menschen, zur Natur und zum eigenen Selbst ausgemacht, dass diese als kalte, äußerliche, tote Dinge behandelt, also nicht mehr zum Sprechen, nicht zum Singen bringen kann. Dominanz der instrumentellen Vernunft nennen Horkheimer und Adorno dieses misslingende, weil nicht-mimetische, nicht hörend-anschmiegende, sondern beherrschend zerstörende Weltverhältnis. Aber auch außerhalb der linken Traditionslinien ist das Stummwerden der Welt ein beherrschendes Thema: Max Weber versucht es in dem sprechenden Begriff der ‚Entzauberung‘ zu fassen, die nicht zufällig im Englischen dis-enchantment heißt und im Französischen mit dés-enchantement wiedergegeben wird: Auch für Weber hört die rationalisierte Welt uns Modernen auf zu singen. Albert Camus und die französischen Existentialisten schließlich sehen genau darin die Geburt des Absurden – nämlich aus dem Missverhältnis zwischen dem unaufhebbaren menschlichen Rufen in die Welt hinein und ihrem unendlichen Zurückschweigen.

Interessanterweise, auf diesen Gedanken hat mich Frau Dr. Ueberschär gebracht, kann man hier noch ergänzen, dass es vielleicht kein Zufall ist, dass in der christlichen Tradition der Zustand der absolut stummen, verstummen (Welt-) Beziehung als Sünde beschrieben wird: Die Beziehungslosigkeit und die Antwortlosigkeit (weil der Mensch in seiner Superbia sich selbst Antwort genug geworden ist) sind zentrale Charakteristika des Zustands der Sünde.

Nach meiner soziologischen Beobachtung jedenfalls erklärt sich vieles von dem, was wir moderne Menschen so treiben, als Panikreaktion aus Angst vor dem Verstummen von Resonanzachsen: Wir beschallen Aufzüge, Flughäfen und Supermärkte mit Dauermusik, um uns das Gefühl zu geben, die Welt singe noch, sie sei nicht kalt und verstummt; wir tragen

überall Ohr- und Kopfhörer, weil wir den realen Welten, die wir durchqueren, keine Resonanzqualitäten mehr zutrauen; Wir bauen keine Beziehung auf zu Mitreisenden, beispielsweise, in der U-Bahn oder im Zug oder Bus oder auf der Straße, wir halten die äußere Welt für ohnehin stumm und versuchen uns daher durch unsere iPodmusik in eine Art Eigenresonanz zu versetzen. Und wir sind süchtig nach Emaileingängen und SMSen, wir zählen unsere Freunde und Follower auf Facebook und Twitter, wir hängen ab von Kommentaren und ‚like-Reaktionen‘ auf den Websites der Social Media, weil sie alle uns Weltresonanz signalisieren: Die Welt nimmt uns noch wahr, sie antwortet noch, wir sind verbunden. Ich glaube, das ist auch der Grund dafür, wieso das akustische Signal oder die Vibration, die uns den Eingang eines Anrufs oder einer Nachricht oder eine Kontaktaufnahme anzeigen, uns gar nicht kalt lassen können, sondern unser ganzes Nervenkostüm durchzucken: Sie sind Signale von Weltresonanz. Leider aber sind alle diese Resonanzzeichen und -formen nicht sonderlich nachhaltig: Wir brauchen immer neue und immer mehr dieser Resonanzfetische, oder vielleicht sind es Resonanzillusionen. Jedenfalls gibt es gute Gründe dafür anzunehmen, dass eine nur noch bildschirmvermittelte Weltbeziehung am Ende wenn nicht resonanzfrei, so doch resonanzpathologisch sein könnte: Ich will hier absolut nicht behaupten, Bildschirme seien per se falsch oder auch nur problematisch oder pathologisch. Aber das erstaunlichste Faktum unseres spätmodernen Lebens ist der Umstand, dass immer mehr unserer de facto Weltbeziehungen über Bildschirme, d.h. vor allem Computer und Smartphones, laufen: Wir arbeiten an den Bildschirmen, wir kommunizieren über Bildschirme (manchmal mit den Freunden oder Kollegen im nächsten Raum oder sogar im selben Raum), wir spielen an Bildschirmen, wir suchen Unterhaltung und Zerstreuung und auch echte Kunsterfahrungen am Bildschirm, Bildschirme spielen eine wichtige Rolle im Sexleben; wir informieren uns über Bildschirme über alle Weltaspekte, und wir orientieren uns sogar im Blick auf den uns umgebenden physischen Raum zunehmend über den Bildschirm. Unsere Weltbeziehung wird dabei auf jeden Fall partiell entsinnlicht und nahezu vollständig entleiblicht – und Resonanzachsen, die so essentiell für ein gelingendes Leben sind, haben immer und notwendig auch ein starkes leibliches Moment.

Erfreulicherweise aber verfügt die Moderne durchaus auch über hoch wirksame Gegengifte. Sie ist keineswegs einfach eine Geschichte der Resonanzkatastrophe, ganz im Gegenteil: Sie hat ganz neue und unerhört mächtige Resonanzsphären entdeckt und geschaffen: Für viele Menschen ist beispielsweise der Sport ein grandioses Feld der Leib-Körper-Welt-Resonanz: Es gibt unglaublich eindrucksvolle Berichte darüber, wie junge Menschen etwa beim und im Fußballspielen geradezu mystische Weltresonanzen erfahren haben. Ich behaupte jetzt, da mir die Zeit ausgeht, einfach einmal ganz frech und ungeschützt, dass dem gegenüber der Zugriff auf den Körper und seine Leistungswerte im Fitnessstudie eher der verdinglichenden Logik, der stummen Weltbeziehung und der Steigerungslogik folgen: Hannah würde dort hingehen, Anna würde lieber tanzen. Aber die Moderne hat auch noch andere, gewaltige Resonanzsphären hervorgebracht: Erstens, die Kunst. Resonanz ist nicht zufällig ein musikalischer Begriff. Im Theater, im Film, im Konzert werden Menschen berührt und ergriffen, fühlen sie sich lebendig und verflüssigt, wofür ihr Lachen und Weinen gute Indikatoren sind. Zweitens ist für uns Moderne die Natur zu einer zentralen, fast unhintergehbaren Resonanzsphäre geworden. Auf dem Berggipfel, im Wald oder am Meeresstrand, wenn die Wellen heranrollen und der Wind uns berührt, fühlen viele Menschen sich verbunden mit einer lebendigen, atmenden, antwortenden Tiefensphäre. Unsere Seele, sogar unser Leib weitet sich in solchen Momenten. Eben deshalb sehnen sich so viele nach einem Gärtchen, kaufen sich Landlust oder Landliebemagazine oder teure Outdoorjacken, eben deshalb haben wir aber auch eine derart tiefe Furcht vor der Ökokrise: Meine Damen und Herren, wir werden niemals ‚die Natur zerstören können‘, sie überlebt uns auf jeden Fall, aber wir können es schaffen, uns die Natur als Resonanzsphäre zu zerstören, und das wäre eine Katastrophe. Drittens, die Politik: Demokratie ist das zentrale Medium, mittels dessen wir die öffentlichen Institutionen in ein antwortendes Resonanzverhältnis zu

uns bringen können. Politikverdrossenheit und politische Entfremdung sind schlagende Indikatoren dafür, dass die Politik derzeit dabei ist, diese Resonanzqualität einzubüßen: Die Politik und die politische Gestaltung, so nehmen die Bürgerinnen und Bürger dies wahr, ‚antwortet‘ uns nicht mehr. Die Krise der Ökologie und die Krise der Demokratie – und ich bin versucht hinzuzufügen: das Fitnessstudio - aber signalisieren gleichermaßen, dass die schrankenlose, institutionalisierte, kapitalistische Steigerungslogik der Moderne dabei ist, unsere Resonanzsphären zu untergraben oder sogar zu zerstören. Was die Gesellschaft braucht und was wir brauchen, scheint deshalb immer weiter auseinanderzufallen.

Kunst und Natur sind uns dabei natürlich erst durch die und in der Romantik zu Resonanzsphären geworden. Aber die Romantik hat zwei weitere Bereiche zu Resonanzsphären gemacht: Erstens, die zwischenmenschliche Liebe und die Familie. Die erste, tiefste und wichtigste Resonanzachse ist für viele Menschen die Intimbeziehung zu ihren Geliebten. Und zweitens: Die Religion. Wenn die Religion, ganz gegen die Erwartung der meisten Soziologen, in der Moderne doch nicht ‚ausstirbt‘ bzw. an Bedeutung verliert, wenn Religion in der Spätmoderne wirklich ein Comeback feiert, dann liegt das nach meiner festen Überzeugung nicht an ihren kognitiven, weltdeutenden Angeboten, sondern daran, dass sie ein umfassendes, gewaltiges Resonanzversprechen gibt und auch vermutlich einzigartige Resonanzerfahrungen ermöglicht. Die Bibel beispielsweise ist von vorne bis hinten voll von Menschen, die nach und zu Gott rufen, schreien, flüstern, singen und beten, und sie gibt meines Erachtens dieses eine, große Gegenversprechen: Dass Gott uns hört, dass wir ihm nicht gleichgültig sind, dass er uns, in welcher Form auch immer, antwortet. Im christlichen Gottesdienst etwa hat Resonanz sowohl eine horizontale Gemeinschaftsdimension als auch eine vertikale Tiefendimension, und sie vereint darüber hinaus in der Musik und im Gesang die Resonanzsphären der Kunst, der Gemeinschaft, der Liebe und der Religion. Hier liegt der tiefere Grund, so meine ich, für die ungeheure Attraktivität, die beispielsweise die Gesänge von Taizé für viele ausstrahlen: Dass wir mit der Welt und einer Macht hinter, über und unter ihr in einer festen, tragenden, sogar liebenden, raum- und zeitübergreifenden Resonanzverbindung stehen, das ist das Glücksversprechen der Religion, das sogar dort als Erfahrung wirken kann, wo der kognitive Glaube fast völlig fehlt. Dieses Versprechen ist vor allem in den Liedern hörbar: In dem von Bach vertonten ‚Ich steh an Deiner Krippen hier‘ beispielsweise, oder in dem 1729 von Gerhart Tersteegen publizierten Kirchenlied ‚Gott ist gegenwärtig‘ (Nr. 165 des standardisierten evangelisch-lutherischen Gesangbuches), wo es heißt: „Du durchdringest alles/ laß dein schönstes Lichte,/ Herr, berühren mein Gesichte,/ Wie die zarten Blumen/ willig sich entfalten/ und der Sonne stille halten/ laß mich so / still und froh/ Deine Strahlen fassen und Dich wirken lassen“ (Strophe 7): Hier tritt sogar noch die Natur als Resonanzraum hinzu. Kirche wird in diesem Sinne zu einem wirkmächtigen Sehnsuchtsraum.

Was wir also brauchen in dieser Gesellschaft, als einzelne Menschen und als politische Gemeinschaft, ist nicht mehr Wachstum und höhere Innovationsraten, sondern das ist, ein Verständnis zu gewinnen und eine politisch folgenreiche und wirkmächtige Verständigung zu suchen darüber, was uns Resonanzachsen stiftet und gewährt in dieser Welt und was ihre Ausbildung und Aufrechterhaltung verhindert, was uns in Zustände dauerhafter Entfremdung zwingt, die durch den Verlust solcher Weltbeziehungen charakterisiert sind. Ein Kirchentag wie der, den wir hier gerade erleben, ist ein prädestinierter Ort für eine solche Verständigungssuche. Er zieht deshalb jedes Mal so unglaublich viele Menschen an, weil er eine paradigmatische Resonanzoase darstellt: Vier Tage lang erleben Sie hier lachende Gesichter, singende Menschen, tanzende Menschen, Menschen die Zuhören wollen und können, Menschen, die sich berühren lassen und die bewegt und ergriffen werden und die darüber hinaus auch das Gefühl haben, einander zu erreichen und gemeinsam vielleicht etwas zu bewirken in der und gegen die kalte Steigerungswelt da draußen. Dabei entsteht obendrein eine leise Ahnung oder Hoffnung, dass wir vielleicht doch in einer Tiefenresonanz

mit der Natur, mit der Geschichte, mit der Zeit und der Ewigkeit sein könnten, dass es eine umhüllende, tragende, liebende, antwortende Macht hinter dem sichtbaren Weltganzen gibt. Natürlich darf man sich das ‚wirkliche Leben‘ und eine moderne Gesellschaft nicht wie einen ununterbrochen andauernden Kirchentag vorstellen: Ich glaube, ja ich bin sicher, das wäre ein Albtraum für alle. Resonanzoasen können nicht auf Dauer gestellt werden. Aber sie können vibrierende Resonanzachsen stiften und stärken, von denen wir dann den Rest des Jahres zehren können. Ich hoffe und wünsche Ihnen, dass Ihnen solche Erfahrungen hier in Hamburg zuteil geworden sind und ich träume davon, dass davon vielleicht ein resonanzstiftender Funke der gesellschaftlichen Veränderung ausgehen könnte. In jedem Falle aber danke ich Ihnen herzlich für die lange Aufmerksamkeit.